

Ivana Jeissing

Wintersonnen

Roman

EDITION
TANDEM

*And maybe there's a time to cry
And maybe there's a time to say
Maybe we foolishly
Wasted our lives away*

THE SHOES „Wastin' Time“

Es gab eine Zeit, da träumte ich mich in einen prachtvollen Garten, in dem ich hinter hohen Palastmauern jenseits des Trubels von Kalkutta lebte. Jedoch nicht als Prinzessin. Ich war eine Riesenschildkröte, die auf Aldabra aus ihrem Ei geschlüpft, von britischen Seeleuten nach Indien gebracht und dem Maharadscha von Bengalen in einer feierlichen Zeremonie übergeben worden war. Um ihm Glück zu bringen.

Damals, mit zwölf, dünnhäutig und ausgehöhlt vom Erfinden wahrer Geschichten über einen nicht vorhandenen Vater, fühlte ich mich akut einsturzgefährdet. Ich konnte nicht verstehen, warum der einzige Mensch, der diesen besorgniserregenden Zustand hätte ändern können, seine Hilfe verweigerte. Obwohl nur wenige Worte nötig gewesen wären, um Halt zu geben. Stattdessen wurde ich mit dem Hinweis „Betreten auf eigene Gefahr“ meinem Schicksal überlassen. Warum? Auch auf diese Frage hat meine Mutter nie geantwortet.

Viele Jahre später führt mich mein Weg durch einen langen Glyzinienbogen, und die von der Sonne beleuchteten und vom Wind bewegten traubenförmigen, zartlila Blüten mit den länglich gefächerten Blättern werfen ein bewegtes Schattenspiel auf den Kiesweg, den ich, auch ohne das Tempo zu verringern, mit geschlossenen Augen gehen könnte, um mein Ziel zu

erreichen. In diesem vertrauten Garten, der in den letzten Monaten zu meinem Verbündeten geworden ist. Wäre ich aus einem Ei geschlüpft, an einem Ort, der keinen Namen trägt, von einem Wesen, das nur dazu diente, mir das Leben zu schenken – keine Nabelschnur, keine Vergangenheit –, niemand hätte auf mich gewartet. Etwas von mir erwartet. Was für eine Freiheit. Was für ein Glück. Mutter. Was für eine seltsame Erfindung.

Wie oft gingen mir diese Gedanken durch den Kopf. Ich. Auf einem unbequemen Stuhl aus Metall, dessen Armlehnen und Sitzkissen mit cognacfarbenem Kunstleder bezogen waren. Vor mir eine Frau, die mir vertraut sein müsste. Die ein Teil von mir war. Und doch sah ich eine Fremde. über die Jahre immer fremder gewordene.

Meine Mutter verbrachte die letzten Monate ihres Lebens in der Neurologischen Universitätsklinik im Wiener Allgemeinen Krankenhaus und ich besuchte sie täglich vormittags. Wenn ich etwas länger blieb, begegnete ich Erna. Die sich hingebungsvoller um meine Mutter kümmerte, als ich es konnte. Weil sie darin eine Berufung sah. Während ich das Gefühl nicht loswurde, dass Mimi mir die besten Jahre meines Lebens gestohlen hatte.

Erna verdankte die besten Jahre ihres Lebens einem Zufall. Dieser katapultierte sie in den Siebzigern aus einem winzigen Tiroler Bergdorf direkt an die Französische Riviera und machte aus Erna *Mademoiselle Ernestine*, der in einer Welt, in der Geld keine Rolle spielte, schon bald ein tadelloser Ruf als Hausdame vorauseilte. Was sie in der Folge zum heißbegehrten

Bijou der greisen Hautevolee an der Côte d'Azur werden ließ.

Natürlich wurde Erna nicht vom Glück verfolgt, weil ihre Eltern plausible Geschichten aus ihrer eigenen Kindheit erzählen konnten. Und auch nicht, weil sie innerhalb von drei Sekunden auf die Bedürfnisse ihrer Tochter eingegangen waren. Trotzdem war es ihnen anscheinend gelungen, die Gefühlswelt ihres Kindes mit der Realität der Außenwelt positiv in Verbindung zu setzen, um ihm emotionale Sicherheit zu bieten. Also etwas, das mir größte Schwierigkeiten bereitet, da mein Muttermodell, so erkläre ich es mir heute, dieses Maß an Fürsorge nicht vorsah. Mein aufgeblasenes Selbstmitleid verhinderte damals einen objektiven Blick, und von Eifersucht geplagt fiel es mir schwer, zu akzeptieren, dass in Ernas Leben immer ganz zufällig all das passiert war, was ich nur aus Hollywood-Filmen kannte. Vor allem, weil ich mir sehr genau ausmalte, wie glücklich ich mit so vielen glücklichen Zufällen gewesen wäre. Und hätte werden können. Wenn ich es denn gehabt hätte. Das Glück.

Gut. Ich überstrapazierte in dieser Zeit die Worte „Glück“, „hätte“, „könnte“, „wenn“ und „wäre“ etwas. Und mein Leben mit dem von Erna zu vergleichen, also mit dem Leben einer Frau, die viel älter war als ich und die ich erst wenige Monate kannte, führte dazu, dass ich mir wie eine Nörglerin vorkam. Schlimmer noch. Ich fühlte mich kleinlich, denn ich beneidete sie nicht nur wegen ihrer Vergangenheit, sondern vor allem wegen ihrer Hingabe.

Denn Erna hätte gar nichts dagegen gehabt, in ihrem Bergdorf zu bleiben. Um dort als Krankenschwester zu

arbeiten. Zu heiraten. Und Kinder großzuziehen. Sie musste nach Wien. Um Arbeit zu finden. Und dass sie zusätzlich einen Milliardär gefunden hat, dafür konnte sie schließlich nichts.

Natürlich nicht.

Und es ist auch nicht so, dass Erna ihr Leben ungefragt vor mir ausbreitete. Ich bat sie darum und ermunterte sie im Laufe unserer Gespräche, immer mehr Details preiszugeben, denn nichts erleichterte in diesen Tagen mehr als das schwerelose Leben der *Mademoiselle Ernestine*.

Erna war damals einundzwanzig Jahre alt, und um die Zeit zu überbrücken, bis eine Stelle im Krankenhaus frei wurde, arbeitete sie im *Hotel Imperial* als Zimmermädchen.

Monsieur Fresnell, Mitte siebzig und steinreich, bewohnte dort die Präsidentensuite mit seiner Frau Penelope, die einen Tag vor Abreise mit einem griechischen Oberkellner namens Nektarius nach Komotini durchbrannte und ihren Ehemann, tief gedemütigt und mutterseelenallein, in der 200 Quadratmeter großen Suite auf seinem Luxusrollstuhl zurückließ. Da Erna ganz zufällig wenige Minuten, nachdem Monsieur Fresnell die eilig dahingekritzelte Hiobsbotschaft auf einem Briefbogen des *Imperial* gelesen hatte, an die Tür klopfte, um strahlend lächelnd zu fragen, ob es recht sei, wenn sie das Blumenwasser wechselte, kam sie dazu, folgende Frage zu beantworten: „Könnten Sie sich vorstellen, mich nach Frankreich zu begleiten, um für mich als Hausdame zu arbeiten?“ –, und Erna beschloss von einer Minute auf die andere, ihre Karriere als Zimmermädchen zu beenden.

Bereits zwei Tage später, und schon halb Ernestine, wurde sie von Jacques in Monsieur Fresnells privatem Flugzeug nach Nizza geflogen, wo Henry bereits in einem Rolls Royce wartete, um ein staunendes Wesen im himmelblauen Altausseer Dirndlkleid an einem strahlend sonnigen Mittwoch im August nach Antibes zu chauffieren. Ihr Weg führte sie über die Küstenstraße in die Hügel, wo das Fresnellsche Anwesen so versteckt hinter hochgewachsenen Büschen und Bäumen lag, dass niemand ahnen konnte, welch immenser Reichtum sich dahinter verbarg.

Ernestine wohnte nun in einer sehr hübsch eingerichteten kleinen Wohnung mit Blick auf die Bucht von Antibes. Bekam einen Französischlehrer. Einen Schnellkurs für tadellose Umgangsformen. Mehrere maßgeschneiderte, dunkelblaue, gerade geschnittene Röcke und weiße, klassisch geschnittene Blusen. Dazu gemusterte Halstücher aus Seide in Blau, Weiß und Türkis. Eine Strickweste aus Kaschmir mit aufgesetzten Taschen und eine ohne. Einen dunkelblauen Blazer aus Leinen und einen ebenso blauen aus feinsten Baumwolle. Einen Mantel mit Innenfutter aus Lammfell, der sowohl für die Übergangszeit als auch für den milden Winter taugte. Ein Reiseset von Louis Vuitton. Eine Füllfeder von Montblanc. Schuhe mit zwei Zentimeter Absatz in Braun, Schwarz und Dunkelblau, die keine Geräusche machten. Eine goldene Taschenuhr, mit der man die Zeit stoppen konnte, und die Tag, Monat und Jahr anzeigte, und eine Trillerpfeife, um sich durch den manchmal harsch von Nordost wehenden Wind durchzusetzen.

Von nun an drehte sich alles in Ernestines Leben um

Monsieur Fresnell. Sie trug die Verantwortung für das Haus, fünf Zimmermädchen, acht Gärtner, den Chauffeur und zwei Köche. Sie kümmerte sich um den Speiseplan, beantwortete Fresnells Post und plante seine Reisen mit dem privaten Flugzeug oder der vierzig Meter langen Motorjacht. Begleitete Fresnell ins Theater oder in die Oper, und natürlich fuhr sie mit ihm zu Kunstmesse nach Köln, London und Paris, und war gerngesehener Gast bei Charity-Galas und auf dem Rotkreuzball in Monaco.

Beinahe jeden Kontinent hatte sie mit Fresnell bereist. Ihn durch Hongkong, Delhi, Tokio, Singapur, Moskau, Shanghai und Dubai geschoben. Ihn an- und ausgezogen. In die Wanne gehoben und gewaschen. Zu Bett gebracht. Ihm vorgelesen. Ihm seine Medikamente gegeben und ihm Milch mit Honig ans Bett gebracht, wenn er trotz „Rohypnol“ nicht schlafen konnte, weil ihn das an seine Kindheit erinnerte. Und natürlich war sie Fresnell in den fünf Jahren niemals näher gekommen, als es die Notwendigkeit des Alters erforderte. Beteuert Ernestine.

Nach Monsieur Fresnells Tod wurde Ernestine Madame de Bacs Gesellschaftsdame. Ihre Villa lag in der Nachbarschaft, und da Madame de Bac nicht annähernd so reich war wie Monsieur Fresnell, wurde Ernestines Arbeit wesentlich einfacher. Die Köchin und ein Gärtner konnten selbst auf sich aufpassen und es gab keinen Chauffeur, denn Madame de Bac verließ ihr Haus so gut wie nie. Ernestines Aufgabe bestand nun darin, abgesehen von der Hilfe beim An- und Auskleiden, die Mahlzeiten zu servieren. Vorzulesen. Gemeinsam fernzusehen. Briefe zu beantworten. Stundenlang zu-

zuhören. Und vor allem tagelang Bridge und Canasta zu spielen. Als Madame de Bac wegen einer starken Erkältung in eine Klinik kam und wenig später an einer Lungenentzündung verstarb, pflegte Ernestine Monsieur Lejour. Ein Cousin von Madame de Bac. Er verbrachte seine Tage und Nächte bereits im Bett und erlag ein Jahr nach Madame de Bacs Ende während eines James-Bond-Films einem plötzlichen Herztod. Sehr zu empfehlen.

Zuletzt arbeitete Ernestine für Mister Brown Carter, der ein Freund von Monsieur Lejour war und hauptsächlich in Paris und Monte Carlo wohnte. Er war Erbe eines Industrieimperiums und wollte in erster Linie in Ruhe gelassen werden. In seinem Testament vermachte er Ernestine einen nagelneuen gelben Mini Cooper und seiner fünfzigjährigen Witwe Odile Brown Carter, die ihren um dreißig Jahre älteren Mann zwar lieben, aber nicht pflegen konnte, viel zu viel Geld. Häuser in Paris. New York. Und Monaco. Ein Chalet in Gstaad. Und ein gähnend schwarzes Loch. In das Madame Odile auch sogleich stürzte.

Nachdem Ernestine das Begräbnis zur Zufriedenheit aller organisiert hatte, fuhr sie die Serpentina der privaten Ahornallee zu Carters Villa. Trank ein letztes Mal mit diesem phantastischen Blick auf das Meer einen Pims mit viel Eis. Packte ihr Louis-Vuitton-Kofferset und die große Hermès-Kelly-Bag aus braunem Krokodil-Leder, die sie von Fresnell zum Geburtstag geschenkt bekommen hatte und die ein Vermögen wert war, mit den wenigen Dingen, die sie besaß. Zog den Brillantring und das passende Armband über. Beides von Madame de Bac. Und legte die Erstausgabe

von Henri Cartier-Bressons *Images à la sauvette* aus dem Jahre 1952 – ein Weihnachtsgeschenk von Lejour – salopp auf den Beifahrersitz, ohne zu ahnen, dass diese über viertausend Euro wert war.

Ernestine besaß keine eigenen Möbel, und da sie für ihr Leben zwischen wertvollen Antiquitäten bisher keinen Cent ausgegeben hatte, konnte sie sich von den Ersparnissen eine kleine Wohnung in der Wiener Josefstadt kaufen. Dorthin fuhr Ernestine, nachdem sie Madame Odile als letzte Geste ihrer Fürsorge ein kleines Fläschchen Riechsalz geschenkt hatte, in ihrem gelben Mini Cooper, und die Fahrt über die Alpen, begleitet von der Ballade g-Moll op. 23 von Chopin, wird eine ihrer schönsten Erinnerungen bleiben.

„Warum verlassen Sie Ihre sonnenlichtbeleuchteten Millionäre und das schillernde Leben an der Côte d’Azur, um sich um neonlichtbeleuchtete Kassenpatienten zu kümmern?“, fragte ich bei einer unserer ersten Begegnungen an Mimis Bett misstrauisch, und Ernestine, wieder ganz Erna, erklärte, während sie die gekrümmten Finger meiner Mutter massierte, um diese wieder zu strecken, dass es an der Zeit wäre, etwas Glück zurückzugeben. Die Beleuchtung und die Aussicht spielten dabei keine wesentliche Rolle.

Erna kam jeden Tag nach dem Mittagessen pünktlich um vierzehn Uhr und blieb unterschiedlich lange bei Mimi, sodass wir uns an manchen Tagen zufällig begegneten und sich zwischen uns eine Beziehung entwickelte, die Verhaltens- und Primatenforscher „instinktive Anteilnahme“ nennen würden. Obwohl ich es kaum ertragen konnte, wenn Erna millimetergenau erzählte, wie es ist, wenn einstmals große Leben

immer kleiner werden. Um schließlich ganz zu verschwinden. Und Blicke des Abschieds versuchen, eine unbekannte Dimension zu verstehen. Entsprechend gefasst begegnete Erna Mimis unaufhaltsamer Demenz, während ich bis zuletzt Nähe suchte und in dem unbequemen, mit braunem Kunstleder bezogenen Stuhl auf jedes Wort achtete, das Mimi verlor. Wertvolle Perlen, die ich einsammelte, um daraus Sätze zu fädeln, die wieder Sinn machten. In dieser sinnlosen Wartezeit. In der ich zusehen musste, wie Mimi, umgeben von Gummischläuchen, die Sauerstoff und Medikamente in ihren Körper beförderten, zunehmend verschwand.

An dem Tag, an dem Mimi ihre letzten Worte sagte, kam Erna wie immer auf die Minute pünktlich. Zog ich, wie immer, meiner Mutter die Decke über die Brust, bevor ich ging. Und sagte, wie so oft zuvor: „Sie wollte nichts trinken.“

Worauf Mimi, die bis dahin teilnahmslos in ihrem Bett gelegen hatte, flüsterte: „Wohin denn?“ Und ich gab ihr einen Kuss auf die Wange und sagte: „Ich bin spät dran. Wir sehen uns morgen ...“ Und Mimi flüsterte, ohne mich anzusehen: „Könnten Sie mich in Ruhe lassen?“ Und sprach die verbleibenden sechs Monate bis zu ihrem Tod kein Wort mehr.